

Ausgabe Herbst 2021 | 64. Jahrgang, Nr. 2

Neuer Name ab
nächster Ausgabe

Kirche + Volk

ZEITSCHRIFT für CHRISTLICHE BESINNUNG und ORIENTIERUNG

Niemand ist eine Insel

- Rita Famos: Auch Kirchen sind keine Inseln
- Christian Kaiser: Innere und äussere Glasfenster
- Lydia Trüb: Wichtige Neuerungen beim SPV

THEMA

MENSCHLICH, WIE ALLE ANDEREN

Darum ist es von höchster Wichtigkeit, dass wir bereit sind, nicht nur für uns selbst, sondern für andere zu leben. Dann nämlich vermögen wir unsere eigenen Grenzen zu erkennen und zu bejahen. Solange wir uns heimlich idealisieren, werden unsere Mängel uns ständig mit offener Beschämung peinigen. Wenn wir aber für andere leben, werden wir allmählich entdecken, dass niemand von uns erwartet, «wie Gott zu sein.» Wir sehen ein, dass wir menschlich sind und wie alle anderen, voller Schwächen und Fehler und dass diese Grenzen eine höchst wichtige Rolle in unser aller Leben spielen. Gerade ihretwegen brauchen wir andere, und andere brauchen uns. Wir haben nicht alle die gleichen schwachen Stellen, und so ergänzen und vervollständigen wir einander, indem jeder für sich die Mängel eines anderen gutmacht.

Thomas Merton in: Keiner ist eine Insel, Betrachtungen (1958)

LEBENSLANG ERBARMEN UND VERZEIHEN NÖTIG

In der jüdisch-christlichen Tradition gilt der Mensch als erbarungswürdiges Geschöpf, das sich nicht über andere erheben soll. Jeder Mensch hat das Potenzial zur Grösse, aber er bleibt ein Sünder; das heisst, er bleibt immer fehlbar. Wie es eine Weisheit aus dem babylonischen Talmud (6. Jahrhundert) formuliert: «Der Mensch soll sich zur Hälfte für unschuldig halten und zur Hälfte für schuldig.»

Um das zu üben und das persönliche Sündenbewusstsein wachzuhalten, wäre ein regelmässiger Blick in den Spiegel hilfreich, gerade auch bei denen, die auf der richtigen Seite zu stehen glauben. Nicht umsonst heisst es im Neuen Testament: «Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.» In der christlichen Vorstellung hat der Mensch lebenslang Erbarmen und Verzeihen nötig und ist aus diesem Grund angehalten, seinerseits stets Erbarmen und Verzeihen zu üben. Eine Gesellschaft mit diesem inneren Kompass wäre gewiss menschlicher und toleranter.

Giuseppe Gracia, Schriftsteller, in der NZZ vom 22. Juli 2021

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser

Mir war neu, dass die Redensart, die diesem Heft das Thema vorgibt und durch den gleichnamigen Roman Johannes Mario Simmels populär geworden ist, auf ein englisches Gedicht aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zurückgeht. Darin wurde Island (Eiland, Insel) noch ohne «s» geschrieben: «Iland», sodass man auch übersetzen könnte: «Niemand ist ein Ichland». Diese Übersetzung verstärkt und präzisiert die Bedeutung der Metapher von der Insel. Als Individuen gehören wir immer einer Gruppe oder Gemeinschaft an, die uns trägt und die wir mittragen, was u.a. der Sinn der Kirchen und auch unseres Vereins ist. Diese Verbundenheit zeigt sich aktuell in der Solidarität, wie Menschen in der Krise der Pandemie füreinander Verantwortung wahrnehmen.

Mit der vorliegenden Ausgabe erscheint «Kirche + Volk» das letzte Mal unter dem vertrauten Namen. Ab der nächsten Nummer hat das Heft einen anderen, neuen Titel, der Ihnen und potenziellen zukünftigen Leserinnen und Lesern hoffentlich zusagen wird. Wie Lydia Trüb in ihrem Beitrag ausführt (S. 13), haben die Teilnehmenden der Zukunftswerkstatt des SPV in Dübendorf die Einführung eines zukunftsfähigen Namens angeregt, mit dem ein erweitertes Publikum angesprochen werden soll. Die Namensänderung ändert nichts an der inhaltlichen Ausrichtung der Zeitschrift. Weiterhin will das Heft zu Glaube, Hoffnung und Liebe aus den Quellen des Evangeliums von Jesus Christus ermutigen. Ich danke Ihnen, dass Sie dem Heft auch unter neuem Namen die Treue halten und es in Ihrem Bekanntenkreis weiterempfehlen – und wenn Sie einen Leserbrief schreiben, freuen wir uns.

Dass Sie sich in der Gemeinschaft des Glaubens getragen und verbunden wissen, wünscht Ihnen

Richard Kölliker

N.B. Für Mitglieder des SPV liegt eine Abstimmungsunterlage mit einem Begleitbrief bei.

DER CHRISTLICHE GLAUBEN MUSS DAS DENKEN NICHT SCHEUEN

Georg Pfeleiderer

Was schätzen Sie am reformierten Glauben?

Seine Tragfähigkeit fürs Leben und seine gedankliche Transparenz.

Was kann die reformierte Kirche von Freikirchen (und umgekehrt) lernen?

Von Freikirchen kann die reformierte Kirche (manchmal) lernen, dass der christliche Glaube stark lebensgestaltend und gemeinschaftsbildend sein kann. Von der reformierten Kirche können Freikirchen (bzw. deren Mitglieder) lernen, dass der christliche Glaube das Denken nicht scheuen muss, um fromm zu sein und zu bleiben, und dass die christliche Ethik eine Ethik der Freiheit ist.

Ein Satz, in dem sich der christliche Glaube zusammenfassen lässt («einfaches Evangelium»)

«Die Wahrheit wird Euch frei machen.» (Johannes-evangelium 8, 32)

Mit welchen Fragen und Projekten befassen Sie sich gerade in Forschung und Lehre?

Ich beschäftige mich mit Fragen einer christlichen Sterbekunst (Vortrag), mit dem Sünden- und Schambegriff sowie mit der Geschichte des Religionsbegriffs in der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts (beides Buchprojekte).

Welche Vorlesungen und Veranstaltungen führen Sie derzeit durch?

Im kommenden Herbstsemester biete ich eine Grundlagenvorlesung zur theologischen Ethik und zusammen mit meinem Kollegen Pfr. Dr. Alexander Heit ein Seminar über «Die Bestimmung des Menschen». Ziel und Zukunft des Menschen im Licht seiner technologischen Selbstoptimierungsversuche an. Ferner veranstalte ich zusammen mit einem Kollegen der Katholisch-Theologischen Fakultät Freiburg i.B. ein Seminar über «Christentum und Kultur. – Ernst Troeltschs ›Soziallehren‹ (1911)»; ausserdem beteilige ich mich an einer interdisziplinären Ringvorlesung zu ethischen und rechtlichen Herausforderungen des Klimawandels und führe dazu auch eine theologische Übung durch.

Welche nichttheologischen Bücher lesen Sie momentan?

u.a. Thomas Hürlimann: «Abendspaziergang mit dem Kater» und Markus Gabriel «Moralischer Fortschritt in dunklen Zeiten»

...und welches theologische?

Eine Dissertation meines früheren Assistenten Beat Büchi, in der er eine neue Kirchenordnung für die Schweizer reformierten Kirchen zu entwerfen versucht.



Georg Pfeleiderer

Was ermutigt Sie an der gegenwärtigen kirchlichen Lage?

Dass sich noch immer etliche junge und auch nicht mehr ganz junge Menschen für ein Theologiestudium entscheiden und dass die gegenwärtigen Probleme der Kirchen mitunter auch viel Beteiligungsbereitschaft und Engagement von Menschen hervorrufen, die sich bisher noch eher wenig engagiert hatten.

Welche kirchlichen Entwicklungen bereiten Ihnen Sorge?

Die zunehmende Kirchenferne vieler junger Eltern, die gar nicht mehr wissen, was sie ihren Kindern vorenthalten, wenn sie sie nicht an den christlichen Glauben heranzuführen versuchen; ausserdem: der rasch voranschreitende Bedeutungsverlust der Kirchen in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

Wodurch erhalten die Kirchen (wieder) mehr gesellschaftliche Relevanz?

Sie sollten versuchen, den Religionsunterricht an den Schulen zu stabilisieren und möglichst sogar auszuweiten. Dieser muss zukünftig nicht unbedingt allein kirchlich verantwortet werden; die Kirchen sollten aber daran beteiligt bleiben. Insgesamt müsste der Staat mehr Verantwortung übernehmen. Ausserdem sollte der Staat die Kirchen vermehrt von der teuren Pflicht zur Erhaltung ihrer oft denkmalgeschützten Kirchengebäude entlasten; das würde viele dadurch gebundene kirchliche Mittel freisetzen, die anderweitig besser einzusetzen sind.

Falls Sie entscheiden könnten – was würden Sie in der Reformierte Kirche ändern?

Jemandem, der wie ich zwei Drittel seines Lebens in Deutschland und in deutschen Landeskirchen gelebt hat, erscheint die Schweizer reformierte Kirchenlandschaft oft immer noch sehr kleinteilig und oft (allzu) sehr auf 'bodenständige' Gemeindefarbeit konzentriert. Ich würde über Kirchenfusionen nachdenken, Kirchenleitungen stärken und mehr interessante Stellenangebote für junge Theologinnen und Theologen auch ausserhalb der Gemeindepfarrstellen zu schaffen versuchen. In den Kirchenverfassungen und in der kirchlichen Wirklichkeit sollte die Bedeutung theologischer Reflexion und pastoraler Leitung gestärkt werden, – z.B. durch Theologiekurse für Kirchenvorstände u.ä. ■

Georg Pfleiderer

Dr. theol., geb. 1960; seit 1999 Ordinarius (full professor) für Systematische Theologie/Ethik an der Universität Basel.

Studium der evangelischen Theologie in München, Tübingen und Heidelberg; 1987–1992; 1996–1998 Wissenschaftlicher Mitarbeiter/Assistent Universitäten Augsburg u. München (Prof. G. Wenz); 1991 Promotion, 1998 Habilitation an der Ev.-Theol. Fakultät Der Universität München; Forschungsaufenthalte in Princeton (2004) und Berkeley/CA (2008).

Forschungsschwerpunkte: Theorie des neuzeitlichen Christentums, Karl Barth-Forschung, Grundfragen theologischer Ethik, Theologie als Wissenschaft, Politische Theologie, Bio- und Wirtschaftsethik.

Seit 2015 Präsident des Karl Barth-Zentrums für reformierte Theologie in Basel.

Neuere Publikationen in Auswahl:

- Mit Harald Matern (Hg.): *Krise der Zukunft I. Apokalyptische Diskurse in interdisziplinärer Diskussion* (Religion – Wirtschaft – Politik, Bd. 15), Zürich 2020.
- *Beschwichtigung oder Apokalypse?* In: David Plüss, Sabine Scheuter (Hg.): *Gott in der Klimakrise. Herausforderungen für Theologie und Kirche*, Zürich 2021, 117–124.
- *Wertlose Wahrheit?* Zur Ethik. In: *Die Theologie Eberhard Jüngels. Kontexte, Themen, Perspektiven*. Hrsg. von Dirk Evers und Malte Dominik Krüger, Tübingen 2021, 241–249.
- *Variationen über das Gottesreich*. Die Münsterprediger Leonhard Ragaz, Eduard Thurneysen und Fritz Buri, in: *ThZ* 76. Jg 2020, Heft 3/4 [Sonderheft zum 1000 Jahr-Jubiläum des Basler Münsters], 338–371.
- *«Die Sünde wider den Heiligen Geist». «Blasphemie» in der protestantischen Dogmatik*. In: *Blasphemie. Anspruch und Widerstreit in Religionskonflikten*, hrsg. von Matthias D. Wüthrich, Mathias Gockel, Jürgen Mohn, Tübingen 2020, 185–206.

AUCH KIRCHEN SIND KEINE INSEL

Wie ich es mit der Ökumene halte, werde ich, seit ich mich für das Amt der EKS-Präsidentin zur Verfügung gestellt habe, immer wieder gefragt. Und dabei ist immer das ökumenische Gefüge mit der römisch-katholischen Kirche gemeint. Gute ökumenische Beziehungen zwischen den zwei grossen Konfessionen in unserem Land zu pflegen, ist der religiöse Lackmustest unserer Gegenwart: Für ein aufgeklärtes, konzilianter Christentum, das die dogmatistischen Engführungen der eigenen Lehre überwindet und weitherzig dasjenige im Blick behält, was uns verbindet.

Schon als Gemeindepfarrerin und später als Leiterin der Spezialsorge habe ich intensiv ökumenisch zusammengearbeitet. In Gottesdiensten, Events, gemeinsamen Vorstössen gegenüber den politischen Behörden, gemeinsamen Projekten. Die Erfahrungen waren fast durchwegs positiv: Wenn immer es um konkrete Aufgaben geht, die wir zu bewältigen haben oder gemeinsame Ideen, die wir umsetzen möchten, arbeiten wir sehr gut zusammen. Darum habe ich die römisch-katholische Kirche innerlich immer mit einer kritischen Loyalität begleitet. Aber deswegen kann ich auch nicht umhin, Ökumene mitunter als ein kritisches Geschäft zu verstehen.

Ja, es stimmt: «Keiner ist eine Insel.» Als Protestantin zehre ich theologisch und spirituell von unserer gemeinsamen Ideen- und Kirchengeschichte. Wir teilen die Bekenntnisse der Alten Kirche und haben uns seit der Reformation in vielen Glaubens Themen genähert und voneinander gelernt. Ich liebe die Kathedralen und die weiten, mit Sinn und Kunst aufgeladenen Kirchenschiffe, die Befreiungstheologie Südamerikas, bewundere die klugen und ausdauernden katholischen Kolleginnen und bin manchmal sogar etwas neidisch auf die integrative Kraft dieser Kirche, wenn es darum geht, soziale, hochliturgische, evangelikale und aufgeklärt-linkskatholische Bewegungen zusammen zu halten.

Trotz und bei alledem stossen mich jedoch die Rückwärtsgewandtheit in Fragen der Geschlechter-



Rita Famos

gerechtigkeit, der Sexualmoral oder der Gleichstellung homosexueller, transsexueller und nicht-binärer Menschen ab. Mich beunruhigt die Gleichzeitigkeit sympathischer medialer Inszenierung des Papstes und gewisser Bischöfe mit der Wirklichkeitsferne der Weisungen ihrer Glaubenskongregation.

Echte Ökumene, also eine, die über eine befriedete Koexistenz hinausgeht, verlangt aber, auch die unterschiedlichen Positionen offen anzusprechen. Das ist weniger angenehm, als sich in gemeinsamen Gottesdiensten zu zeigen oder zu hoffnungsvollen Osterbotschaften ablichten zu lassen. Ich tue es aus theologischer Überzeugung. Nicht weil ich sicher bin, dass wir in jedem Detail Recht haben, wir sind nicht unfehlbar. Ich tue es, weil ich darin den ökumenischen Beitrag unserer Kirche erkenne. Paulus beschreibt die Gemeinde als Leib Christi, also einem Zusammenwirken verschiedenster Organe zu einem lebensfähigen Ganzen. In diesem Bild denke ich mir das Zusammenwirken der unterschiedlichen Konfessionen. Es geht dabei nicht darum, wer der Rücken und wer der Kopf ist. Das Bild des Leibes steht für verschiedene Aufgaben und Fähigkeiten, die insgesamt zu einem funktionierenden Organismus beitragen.

Unser reformierter Beitrag besteht in der ständigen wechselseitigen Deutung von Evangelium und Gegenwart. Wer wir als Kirche sein sollen, wo wir zu stehen und was wir in die Debatte einzubringen haben, lernen wir nicht einseitig aus der Bibel oder der Tradition. Die Gegenwart und ihre Menschen, ihre Bedürfnisse und die Ungerechtigkeiten, die sie erfahren, werfen in jeder Zeit ein neues Licht auf die Bibel, die in diesem Licht unsere frohe Botschaft für diese konkrete Welt neu zu Sprache und ins Handeln bringt. Die protestantische Funktion im Leib Christi besteht darin, über das Vertrauen, dass Gott mit seinen Menschen und seiner Schöpfung nicht fertig ist, uns Neues lehrt, uns Dinge zu verstehen aufgibt, nachzudenken. ■

Rita Famos, Pfarrerin, ist Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz.

In der Rubrik teilen die Autoren/Autorinnen während eines Jahres in drei Beiträgen ihre Gedanken mit der Leserschaft.

MITTELMEERANSICHTEN DER ANDEREN ART

Christian Kaiser

Schlösser im Himmel bauen: «Building Castles in the Sky» lautete 2021 der Titel einer (vom Künstler nicht autorisierten) Ausstellung in Basel über Banksy. Persönlich wäre ich, und vielleicht auch der sozial sehr engagierte Künstler, ja eher für die Formel «Building Skies on Earth», also dafür, den Himmel auf Erden zu errichten. Wobei es dafür durchaus helfen kann, in Gedanken erst einmal Luftschlösser zu errichten – und dann den Unterbau darunter zu legen.

Der amerikanische Philosoph H.D. Thoreau jedenfalls schrieb: «Hast du Luftschlösser gebaut, so braucht deine Arbeit nicht verloren zu sein. Eben dort sollten sie sein. Jetzt lege das Fundament darunter!» Ein bisschen utopisch-visionäre Fantasie scheint jedenfalls gerade vielerorts vonnöten. Und wenn der Glaube Berge versetzen kann, können Gedanken eben nicht nur Schlösser in den Wolken, sondern auch himmlische Reiche auf Erden entstehen lassen. Aber dafür muss man sich ab und zu erst einmal vor Augen führen, was auf diesem Planeten noch nicht so himmlisch ist.

Banksy tut das immer wieder auf listige, überraschende Art und Weise. Statt der üblichen Bilder vom Flüchtlingselend in im Schlamm versinkenden Lagern oder überfüllten Booten, zeigt er uns am Ufer angeschwemmte orange Schwimmwesten. In einer Ästhetik wie sie an Sisley oder Turner erinnert; der Graffiti-Künstler kann nicht nur genial sprayen, sondern auch in Öl malen wie ein alter Meister. Wunderschön. Da läuft der ganze innere Assoziationsfilm von romantischen orangen Sonnenuntergängen hinter Wellen und vor dramatischen Wolkenkulissen ab.

Die Kraft der Elemente, das Ausgeliefertsein, Verschlungenwerden klingen an. Wer hat diese Westen getragen, was hat die Menschen getrieben, diese Gefahren auf sich zu nehmen? Und: leben sie noch? Hat die Rettungsweste ihren Zweck erfüllt und wurde

am rettenden Ufer zurückgelassen oder wurden die Träger verschluckt von den Untiefen des Meeres? Das Bild wurde in Basel nicht gezeigt, sondern Ende Juli 2020 bei Sothebys in London versteigert. Vom Künstler für einen guten Zweck (während es in Basel nur um den kommerziellen Erfolg der Ausstellungsveranstalter ging): Die drei Ölgemälde mit angeschwemmten Schwimmwesten mit dem Titel «Mediterranean Sea View 2017» brachten bei einer Versteigerung rund 2.5 Millionen Euro ein.



Wer hat die Westen getragen, was hat die Menschen getrieben, diese Gefahren auf sich zu nehmen – und: leben sie noch?

Banksy hat das Geld an eine Klinik im Westjordanland gespendet; es ist in den Aufbau einer Akut-Klinik für Schlaganfälle und in Ausrüstung für die Rehabilitation von Kindern geflossen. Zuvor hatte der Künstler mit der «Louise Michel» bereits ein privates Rettungsboot finanziert, welches schiffbrüchige Flüchtlinge im Mittelmeer retten sollte. Übrigens: Die Schwimmwestenbilder hingen ursprünglich in einem Hotel in Bethlehem, welches der Künstler mitaufgebaut und gestaltet hat. Es liegt direkt an der hohen Mauer, die Israel und das Westjordanland trennt. Es heisst «The Walled Off Hotel». Die wahren Schlösser stehen auf der Erde und haben keine Mauern, bzw. reißen Grenzmauern ein. ■



Banksy: Mediterranean Sea View 2017

NIEMAND IST EINE INSEL

Richard Kölliker

«Niemand ist eine Insel, in sich ganz; jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil des Festlands...». Was der englische Dichter John Donne (1572–1631) bereits Anfang des 17. Jahrhunderts so bildhaft beschrieben hat, trifft ebenso auf unsere Zeit zu: Niemand lebt für sich allein. Wir sind radikal abhängig von anderen, auf deren Hilfe und Solidarität wir von Geburt an bis zum Tod angewiesen sind.

Das Zitat des bei uns wenig bekannten anglikanischen Theologen und Schriftstellers John Donne (immerhin nannte ihn Joseph Brodsky eine der «grössten Gestalten der Weltliteratur») ist durch den gleichnamigen Roman «Niemand ist eine Insel» (1975) von Johannes Mario Simmel und dessen Verfilmung populär geworden. Schon vorher hat der US-amerikanische Trappistenmönch, Mystiker und Schriftsteller Thomas Merton sein «Buch der Betrachtung» (1955) mit dem Titel «Keiner ist eine Insel» versehen. Darin analysiert Merton die Lage des modernen Menschen, der trotz immer perfekteren Kommunikationsmitteln zu vereinsamen droht. Gerade in den urbanen Zonen der Städte mit ihren Agglomerationen fühlen sich Menschen isoliert, finden nur schwer den Weg in die Gemeinschaft. Im «Dichtestress» der Grossstädte verbreitet sich die gegenteilige Befindlichkeit, wie sie John Donne postuliert, nämlich dass sich der Einzelne als isolierte Insel im Meer der Anonymität vorkommt, wie ein Protagonist im Film «About a boy» ausruft: «Doch, ich! Ich bin eine Insel. Ich bin Ibiza».

Solidarische Gesellschaft

Dagegen behauptet Thomas Merton mit John Donne die Vision einer solidarischen Gesellschaft, in der keiner sich selbst genügt und keiner nur für sich selbst lebt: «Keiner ist eine Insel.» Dies ist beim Mystiker Thomas Merton eine Aussage des christlichen Glaubens, die sich auf das biblische Bild vom «Leib Christi» bezieht. Der Apostel Paulus identifiziert die Gemeinde der Christen mit dem Leib Jesu und in Anlehnung daran hat Dietrich Bonhoeffer die eingängige Formel geprägt: «Christus als Gemeinde existierend.» In der Gemeinschaft, die Christus stiftet, wird die Vereinzelung des Menschen überwunden, wie Paulus eindrücklich formuliert: «Keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber...» (Römer 14, 7). Thomas Merton schreibt «Jeder andere Mensch ist ein Stück von mir, denn ich bin Teil und Glied der Menschheit. Jeder Christ ist ein Teil meines eigenen Leibs, denn wir sind Glieder Christi».

Im Gespräch mit Gott wachsen

Auch der Prediger John Donne führt seine Rede von der Insel im Kontext seines Glaubens an die Verbundenheit der Menschen untereinander und mit dem Schöpfer ein. Die Metapher «Niemand ist eine Insel» ist der Anfang einer Meditation (Nr. XVII, s. Kasten), die Teil des erbaulichen Textes «Devotions upon Emergent Occasions» ist, den Donne 1623 nach dem Durchleben einer schweren Erkrankung verfasste. «Devotions» können als Erkenntnisse verstanden werden, die sich aus dem Erleben des Krankheitsverlaufs ergeben haben. Im Zweifeln und Hoffen der erlittenen Krankheitsnot ist Donne seinem Schöpfer näher gekommen. Jede seiner «Devotions» endet mit einem Gebet, was aufzeigt, dass sich sein «Gespräch mit Gott», wie C.S. Lewis das Gebet nannte, vertieft hat. Indem der Mensch in der Not einer Krankheit oder in der Freude über die Heilung und über sein Gesundsein das Gespräch mit Gott sucht, bleibt er nicht isoliert oder in sich selbst «verkrümmt» («incurvatus in se»), wie Martin Luther formuliert; er verbindet sich mit der Schöpfung und dem Schöpfer, dem Ursprung und Ziel seines Lebens.

Wem die Stunde schlägt

Äusserer Anlass für die Verfassung der Meditation war das Erklingen der Totenglocke, die Donne auf dem

*Niemand ist eine Insel,
in sich ganz,
jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents,
ein Teil des Ganzen.*

*Wenn eine Scholle ins Meer gespült wird,
wird Europa weniger,
genauso als wenn's eine Landzunge wäre
oder das Landgut deines Freundes oder dein
eigenes.*

*Jedes Menschen Tod ist mein Verlust,
denn ich bin Teil der Menschheit
und darum verlange nie zu wissen,
wem die Stunde schlägt;
sie schlägt dir selbst.*

*Aus John Donne: Devotions upon
Emergent Occasions (1624)*



Arnold Böcklin: Die Toteninsel

Krankenlager vernahm. Sie kündigte ihm und der Öffentlichkeit den eingetretenen Tod eines Mitbürgers an. Die spontane Reaktion ist zu fragen, «wem die Stunde geschlagen hat» (eine Formulierung, die Ernest Hemingway für seinen gleichnamigen Roman übernahm). Dem Bedürfnis nach Information, dem wir heutzutage beim Lesen der Todesanzeigen nachgehen, hält Donne entgegen: «...und darum verlange nie zu wissen, wem die Stunde schlägt; sie schlägt dir selbst.» Die Totenglocke, die für einen Mitmenschen ertönt, konfrontiert mit der eigenen Sterblichkeit. Die letzte Stunde wird einmal für jeden schlagen, auch für mich selbst. Ja mehr - die Totenglocke, die für einen anderen erschallt, ruft auch mich selbst, und zwar zum bewussten Leben im Hier und Jetzt, das jederzeit ein Ende finden kann.

Donne erklärt: «Jedes Menschen Tod ist mein Verlust, denn ich bin Teil der Menschheit». Er sieht die Menschheit im Bild eines festen zusammenhängenden Kontinents (hier Europa). Niemand ist eine Insel - «England», «Irland» oder «Ibiza». Wir selbst bilden den Kontinent der Menschheit, gehören zusammen, teilen dasselbe Schicksal. Jeder Mensch ist ein Stück vom Kontinent, ein Teil aus dem Ganzen. Aufregend ist eine philologische Beobachtung: Im alten Englisch des John Donne schreibt sich das Wort *island*, das unserem «Eiland» entspricht, noch nicht mit «s», sondern «iland». Damit erhält die alte Schreibweise einen Doppelsinn: «Noman is an Iland», was wörtlich bedeutet «Niemand ist ein Ich-Land». Will positiv formuliert sagen: Menschen

brauchen den Zusammenhalt, Menschsein heisst, in Beziehung sein. Es gibt kein Leben ohne Zugehörigkeit zu einem grösseren Ganzen. Somit ist die Insel-Metapher eines der vehementesten Solidaritätsbilder, das uns in der Literatur begegnet.

Verwundbarkeit

In der gegenwärtigen Ausnahmesituation der Pandemie erhält die alte Redeweise John Donnes eine zutreffende Aktualisierung, im gegenläufigen wie im bejahenden Sinn. Einerseits haben uns die verordneten Kontaktverbote und Abstandsregeln unfreiwillig zu «Inseln» gemacht. Nähe, Begegnung, Kontakte gefährden uns selbst und andere. Der Nächste kann zur Gefahr für die Gesundheit werden. Das Gebot der Stunde heisst, sich üben im Inseldasein. Andererseits sind während der Pandemie neue Formen der Fürsorge entstanden. Ein Bewusstsein hat sich etabliert, dass wir in der Verwundbarkeit miteinander verbunden sind, selbst mit denen, die wir nicht kennen. In der Geste des Abstandhaltens nehmen wir Rücksicht aufeinander, wir beachten die Integrität und Verletzlichkeit des anderen. Eine «Ethik der Verwundbarkeit» lehrt uns, dass wir füreinander verantwortlich sind. Es kommt darauf an, dass wir einander mit Respekt und Wohlwollen begegnen. «Niemand ist eine Insel – wir sind voneinander abhängig und füreinander da. ■

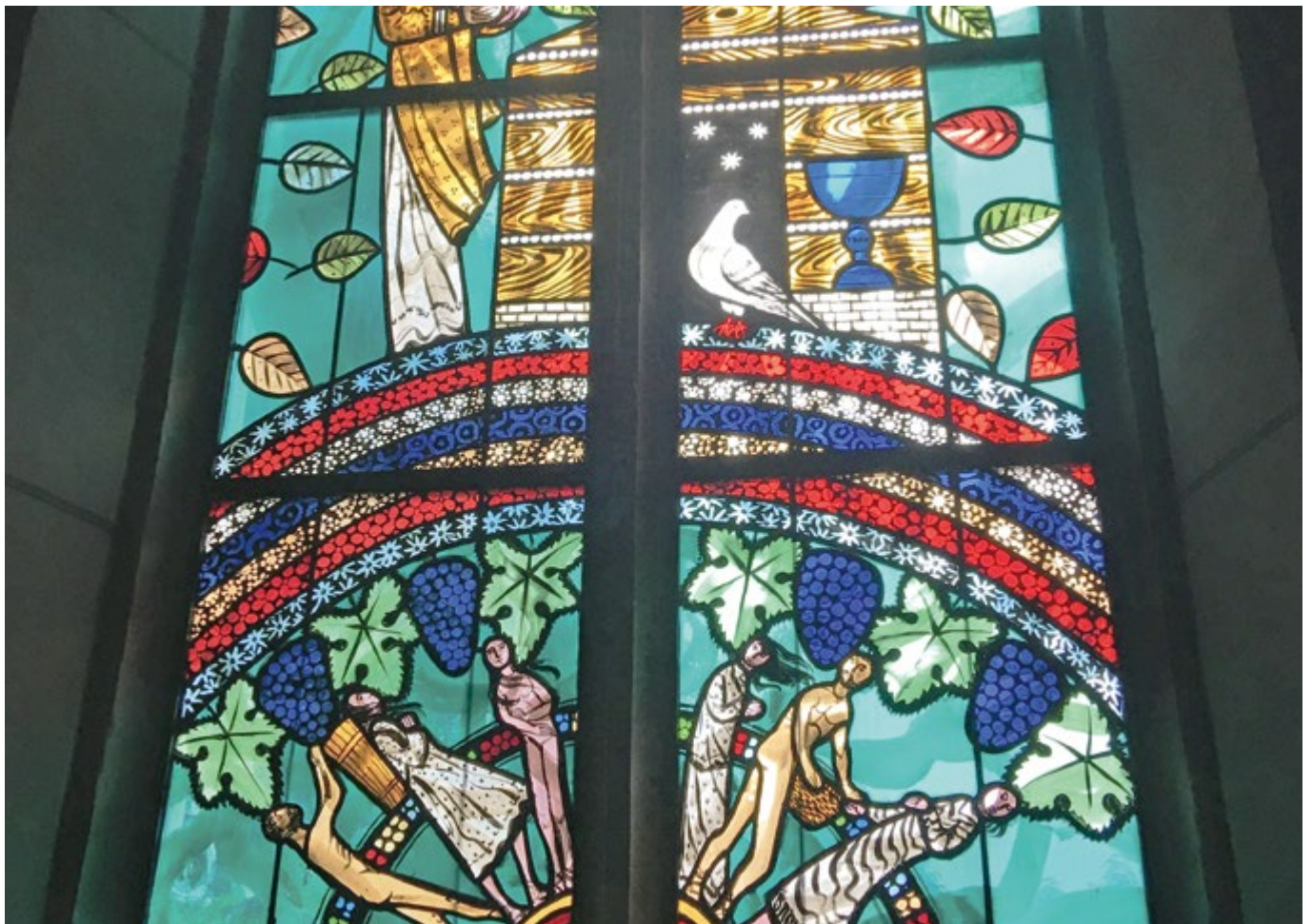
DURCH DIE INNEREN GLASFENSTER BLICKEN

Christian Kaiser

2021 ist für die Jakobspilger ein «Heiliges Jahr». Das ist immer dann der Fall, wenn der Jakobstag (25. Juli) auf einen Sonntag fällt. Und wegen Corona hat die katholische Kirche das Heilige Jahr zum ersten Mal auf zwei Jahre verlängert. Das ist ganz praktisch: Traditionellerweise dürfen die Pilgerinnen und Pilger, die in Santiago ankommen, in einem Heiligen Jahr mit dem Ablass ihrer Sünden rechnen.

Solche Sündenablassversprechen waren Kirchengelahrten und Reformatoren schon früher ein Dorn im Auge. Thomas von Kempen schrieb: «Wer viel pilgert, wird selten heilig.» Zwingli hielt das Wallfahren gar für «ja nit allein nährisch, sunder ouch antchristenlich.» Und Luther befand, nach Santiago aufzubrechen, der Mühe nicht wert: «Lauf nicht dahin, man weiß nicht, ob Sankt Jakob oder ein toter Hund daliegt.»

Bekanntlich zählt beim Pilgern aber nicht das Ziel sondern der (innere) Weg. Drum leistet sich die Reformierte Kirche des Kantons Zürich seit einem Vierteljahrhundert ein Pilgerzentrum, um diese Form der bewegten Spiritualität zu propagieren. Theo Bächtold, ehemaliger Pfarrer am St. Jakob und Gründer des Pilgerzentrums sagt: Pilgern ist eine Form des Gottesdiensts. Der Weg ist also nicht das Ziel und auch nicht Santiago. Der Weg ist der Weg und er entsteht, indem man ihn geht: «Caminante, no hay camino, se hace camino al andar» («Wanderer, es gibt keinen Weg, der Weg entsteht im Gehen»), schrieb Machado. Und manchmal geht der Mensch ihn, wie von unsichtbarer Hand geleitet. «Der Mensch wird des Weges geführt, den er wählt», heisst es im Talmud. In diesem Frühjahr wurde ich auf sonderbare Weise mit einer Pilgergruppe auf ein Stück Pilgerweg geschickt, das praktisch vor mei-



Einkehr-Insel für Pilger und Gläubige: die Glasfenster von Max Hunziker in der reformierten Kirche Neftenbach

ner Haustüre liegt. Und entdeckte da tatsächlich wunderbares Neuland.

Die ersten Etappen dem Rhein entlang wird man gewissermassen selber zum Fluss, das Gehen ist eine einzige Fließbewegung, alles Alte, Festgefahrene löst sich auf. Die Kirchen am Wegrand laden ein zur Abkehr vom Weg und zur Einkehr bei und mit sich selbst, bilden die Pausen im Gedankenfluss, werden zu Inseln im Bewegungsstrom. Kirchenräume sind die Atempausen im Pilgertakt, oft bescheren sie einem Belichtungen auf dunkle Stellen, wenn nicht gar kleine Erleuchtungen in Form von Einsichten für den eigenen Weg.

Eine solche Kraftquelle fand ich neulich in der Kirche Neftenbach mit ihren drei Glasfenstern im Chor rund um «Werden – Sein – Vergehen». Der Glaskünstler Max Hunziker hat im Auftrag der Kirchgemeinde 1956 einen eigentlichen Meditationsreigen zu diesem Themenkreis geschaffen. Hier ist die Kirche noch im Dorf; das Kirchengebäude wird im Fenster «Sein» dargestellt als Quelle, aus der Milch und Honig (Lac et Miel) in die ländliche Dorfgemeinschaft fließen. Die freudige Botschaft von Gottes Wort materialisiert sich in den bunten Schei-

ben, dieser brüchigen Trennwand zum Alltag: Brot und Wein, Bienenstock und Honigwabe, Lebensbaum und Blütenpracht strömen aus Kirche und Bibel, versorgen die Gemeinde mit paradiesischer Fülle. Es lohnt sich hier in dieser Kirche eine Pause einzulegen und die Bilder in ihrer prächtigen Farbigkeit auf sich wirken zu lassen.

Der Schriftsteller Peter Handke nannte den Dreiklang «Gehen – Innehalten – Gehen» einmal die «ideale Seinsweise». Dem kann ich mich nur anschliessen und möchte hinzufügen: «Jeder Pilger findet in sich Inseln.» Oder: «Jede Pilgerin findet in sich Inseln.» Bei allem Fließen und Fließenlassen: Der Weg bringt einen nicht nur an überraschende Orte, er malt auch bunte Stellen der Ruhe und des Seins in einem. Pilgern ist Schönfärberei im besten Sinne. Und manchmal kann man dabei auch einen Blick durch die eigenen inneren Glasfenster erhaschen. ■



LESEFRÜCHTE

Gesammelt von Richard Kölliker

Das einzig Gewisse

Die transzendente Wirklichkeit ist das einzig Gewisse; alles, was wir als materielle Gewissheit ansehen, ist tausendfach ungewiss.

Imre Kertész, ungarischer Schriftsteller (1929-2016)

Religionskitsch

Sie bedauere es sehr, hat die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff in Interviews mehrfach gesagt, «dass die Theologie fast nichts mehr von Sünden wissen will, für die wir zur Verantwortung gezogen werden können». Das sei Religionskitsch «ohne Verantwortung für den Nächsten».



Roman Bucheli, NZZ 7.10.2020

Plüschtiertheologie

Ich finde, die Hölle wäre eine gerechte Bestrafung für die Untaten der Diktatoren. Aber die seifenselige Plüschtiertheologie der evangelischen Kirchen hat die Jenseitsstrafen samt und sonders abgeschafft. Gott vergibt ja inzwischen allen.

Sibylle Lewitscharoff, Schriftstellerin

Als wenn nichts gewesen wäre

So setzen alle zusammen, ein jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken, alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, sowie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiel steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede gewesen wäre.



Johann W. Goethe, Wahlverwandtschaften

Innerer Umsturz

Ich glaube, wir brauchen einen inneren Umsturz, einen Wandel in unserem Inneren (...) Wir befinden uns in einer Übergangsphase, das Leben wird härter, besonders für die Ärmsten. Wir müssen aufhören, über unser kleines Leben nachzudenken, stattdessen uns darum kümmern, was auf dem Planeten vor sich geht. Wir müssen die Leute um uns herum bewusster wahrnehmen und uns weniger egoistisch verhalten.



Juliette Binoche, Schauspielerin, TA 2.10.2020

Ohne Werte wertlos

Vergessen wir nicht: Eine Gesellschaft ohne Werte ist wertlos. Wir können die Frage, wer wir sind, nur mit dem Rückgriff auf eine jüdisch-griechisch-christliche Kultur beantworten.



Thomas Hürlimann, Schriftsteller, NZZ a.S. 20.12.20

Nur noch in den Wurzeln wachsen

Alt werden: nur noch in den Wurzeln wachsen, nicht mehr in den Zweigen. Sich in Wurzeln vertiefen, ohne Blüten und Blätter. Oder eher wie ein trunkener Schmetterling, der über das Erlebte hinwegflattert. Es gibt immer noch Äste und Blumen im Vergangenen. Und immer noch lässt sich Honig daraus machen.



Giorgio Agamben, italienischer Philosoph, NZZ 28.10.2020

ZUKUNFTSWERKSTATT: NEUERUNGEN

Lydia Trüb

Kirche + Volk unter neuem Namen

Kirche + Volk heisst unsere Zeitschrift bisher, doch genügt dieser Name heute noch? Inwieweit ist der Volksbegriff noch angemessen bei schwindender Zahl des Kirchenvolks durch Kirchenaustritt?

“ Was löst der Begriff «Kirche und Volk» heute aus? Zumindest ein Zwiespalt.»

Die Beziehung Kirche und Volk ist in vielen Wortkombinationen eng: Das Kirchenvolk umfasst die Gesamtmitglieder der Kirche. Die Kirche ist das Volk Gottes, es gibt keine Kirche ohne Volk. Und Volk ist auch das Gottesvolk. Kirche, das ist das Gebäude als Gotteshaus und ist die Gemeinde. Mit der Gründung der Zeitschrift «Kirche + Volk» 1958 sollte die Kirche die Position einer kritischen Loyalität erhalten, aus einer Perspektive der Erneuerung und Innovation. Doch was löst das Wort «Volk», was «Kirche und Volk» heute spontan aus? Zumindest ein Zwiespalt: Durch die umfassende Aufarbeitung von Stalinismus und Faschismus und deren ideologischem Einsatz des Wortes Volk für verbrecherische Zwecke ist der Gebrauch des Wortes Volk ebenso geprägt wie als Gegenbegriff dieses Missbrauchs: In den Montagsdemonstrationen der DDR 1989 wurde unter der Parole «Wir sind das Volk» der Fall der Mauer beschleunigt und das Regime der DDR gestürzt. In der Summe der Wortbedeutungen ist der Begriff des Volks nach allen Seiten oszillierend. Der Zeitschriftentitel Kirche + Volk löst daher viele und leider besonders auch negative Bedeutungszusammenhänge aus, Befangenheit und Distanznahme und stets auch die unmittelbare Frage, welcher womöglich reaktionärer Bewegung denn diese Zeitschrift zuzuordnen ist. Die Megatrends von Individualität, Mobilität und Digitalisierung machen den bisherigen Zeitschriftentitel nicht attraktiver. Das alles sind Gründe, die den Vorstand des Schweizerischen Protestantischen Volksbundes nach mehrjähriger Diskussion dazu bewogen hat, den Namen der Zeitschrift Kirche + Volk mit der Dezember-Nummer zu ändern.

Von SPV zu refexpression – Forum für reformierte Innovation

Eine Änderung hat der Vorstand auch für den Namen der vor fast 100 Jahren gegründeten Bewegung «Schweizerischer Protestantischer Volksbund» SPV beschlossen. Die Abkürzung SPV ist ideologisch und politisch belastet durch die Abkürzung einer fast gleichnamigen Partei, die am rechten Rand politisiert. Weder hat der SPV mit der SVP noch die SVP mit dem SPV eine gemeinsame Trägerschaft oder Ausrichtung. Und «Schweizerischer Protestantischer Volksbund» ist eine nicht mehr zeitgemässe Worthülle geworden, mit der sich keine positiven und wenn schon eher negative Assoziationen verbinden. Schon seit langem und immer wieder ist eine Änderung des Vereinsnamens ein Thema.

An seiner Zukunftswerkstatt vom 3. Juli 2021 nahm der SPV eine Standortbestimmung vor. Im nächsten Jahr steht die vierte Verleihung des Zwinglipreises für kirchliche Innovation und in vier Jahren das 100 Jahr Jubiläum an. Gibt es eine Vision, die uns leiten und inspirieren kann? Das Resultat fiel ein-

“ Schon seit langem und immer wieder ist die Änderung des missverständlichen Vereinsnamens ein Thema.»

deutig und ermutigend aus. Der SPV will eine Theologie der Hoffnung verkörpern, sich für christliche Werte und die Reflexion darüber einsetzen, aber ebenso auch in kritischer Solidarität mit der reformierten Kirche sich für eine zukunftsfähige Kirche engagieren. Der Zwinglipreis, den er seit 2015 verleiht, setzt Meilensteine für kirchliche Innovation. Dies ganz im Sinn des SPV, der sich immer für die Erneuerung der Kirche und zeitgemässe Formen eingesetzt hat. Dies soll auch unter neuem Namen refexpression - Forum für reformierte Innovation so bleiben, den der Vorstand beschlossen hat.

Da eine Änderung des Vereinsnamens von der Mitgliederversammlung beschlossen werden muss, liegt diesem Heft eine Abstimmungsunterlage zuhanden der Mitglieder bei. ■

Herzliche Einladung

MITGLIEDER- UND LESERINNEN-TREFF (SPV UND KIRCHE + VOLK)

Freitag, 22. Oktober 2021, ab 12:30 Uhr

Im Restaurant Karl der Grosse, Kirchgasse 14, Zürich
Offenes Zusammensein zum gegenseitigen Gedankenaustausch

Werner Bolliger und Richard Kölliker freuen sich auf Euer Erscheinen!

N.B. Wer Mittagessen will, muss sich bis zum 20. Oktober beim Präsidenten (079 960 73 03) anmelden
(sonst braucht es keine Anmeldung)

«FÜR EINEN PROTESTANTISMUS, DER BEWEGT»

Unterstützen Sie protestantische Anliegen und werden Sie Mitglied beim

SPV – SCHWEIZERISCHER PROTESTANTISCHER VOLKSBUND.

- Herausgeber von «Kirche + Volk»
- stiftet den «Zwingli-Preis» für kirchliche Innovation

Information und Anmeldung: www.spv-online.ch → Kontakt → Mitgliedschaft

(Jahresbeitrag CHF 30 für Einzelpersonen /CHF 40 für Paare, inkl. Abo Kirche + Volk)

IMPRESSUM

Herausgeber: SPV. Schweizerischer Protestantischer Volksbund www.spv-online.ch **Redaktion:** Richard Kölliker (Leitung) Meisenweg 15, 8200 Schaffhausen, 079 960 73 03 praesident@spv-online.ch, Christian Kaiser, Lydia Trüb, **Autoren dieser Ausgabe:** Rita Famos, Pfarrerin, Präsidentin Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz, Sulgenauweg 26, 3007 Bern; Christian Kaiser, Schriftsteller, Bachtelstrasse 72, 8400 Winterthur; Magdalena Klapper-Rybicka, Informatikerin, Buchenrain 67, 8704 Herrliberg; Georg Pfeleiderer, Prof. Dr., Uni BS, Heuberg 12, 4051 Basel; Lydia Trüb, Germanistin, Forchstrasse 391, 8008 Zürich; **Layout:** Caroline Schwander, Bahnstrasse 47, 8246 Langwiesen **Inserate:** Tarif beim Herausgeber (keine MWST). Nachdruck von Texten auf Anfrage an die Redaktion. **Kirche + Volk** erscheint dreimal jährlich und kann für CHF 20 (Sozialtarif CHF 10, zusätzliche Verteilabos je CHF 10, ab 3 Ex. je CHF 5) bei der Redaktionsadresse bestellt werden. SPV Schaffhausen, PC 80-1442-4. Das Abo ist für Mitglieder des SPV im Jahresbeitrag enthalten. Verteil- und Probeexemplare bei der Redaktion. Die nächste Ausgabe erscheint Mitte Dezember 2021. **Redaktionsschluss:** 26. November 2021

LESER UND LESERINNEN SCHREIBEN

Einflugschneisen für Spiritus Sanctus

Die Beiträge dieser Nummer von Kirche + Volk begeistern mich alle restlos. Sie sind wahre «Einflugschneisen für Spiritus Sanctus» (Christian Kaiser).

Das Titelbild von Eva Lippert stimmt fröhlich, ganz im Sinn des Eingangstextes von Jürgen Moltmann.

Die Beiträge bilden vielseitig Aspekte des Lebens und Glaubens ab, sie regten zu eigenen Gedanken an. Humor und Unterhaltung fand ich im köstlichen Artikel über Carl Spitzweg (Christian Kaiser).

Ostern, Auferstehung werden angesprochen, die Erwähnung der Grünkraft (Hildegard von Bingen) beglückte mich besonders.

Die Gedanken von Richard Kölliker zum Thema Sinnsuche, unter Einbezug der Logotherapie von Viktor E. Frankl und literarischen Quellen, sprechen mich in ihrer Tiefe an. Sehr schön auch das Gebet von Silja Walter und die erläuternden Worte dazu.

Allen Autorinnen und Autoren danke ich für diese aufbauende, lebensnah gestaltete Ausgabe von Kirche + Volk.

Ursa Weiss-Scheuble, Lenzburg

Perlen

Die Beiträge in Kirche + Volk sind Perlen im Dschungel der religiösen Veröffentlichungen!

Was ich besonders schön finde im Theologischen Werkstattgespräch mit Christiane Tietz (K+V, 1.21), als sie auf die Frage, welche kirchlichen Entwicklungen ihr Sorge bereiteten, antwortete: «Mich beunruhigt die Scheu, von Gott und der spezifisch christlichen Botschaft zu reden – anscheinend aus Angst, das wirke fundamentalistisch.» Persönlich schätze ich im Stadtkloster Zürich die klare christliche Botschaft immer mehr, weil ich keine Angst haben muss, fundamentalistisch vereinnahmt oder missverstanden zu werden, aber trotzdem in aller Tiefe dem Glauben Ausdruck geben kann.

Doris Kradolfer, Stadtkloster Zürich

Auf der Suche nach Sinn

In der letzten Ausgabe «Kirche + Volk» wurde im Artikel «Auf der Suche nach Sinn» der Begründer der Logotherapie, Viktor E. Frankl erwähnt. Seine Fähigkeiten, als Psychiater auf letzte Fragen eines Menschen einzugehen, sind auch noch für unsere Zeit von grosser Bedeutung und vorbildhaft.

Ein Patientengespräch von Frankl, das mich immer wieder tief berührt, sei an dieser Stelle aus seinem Buch «Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn» in gekürzter Form wiedergegeben. Frankl führt im Hörsaal vor seinen Studenten einen Dialog mit einer 80 Jahre alten, an unheilbarem Krebs leidenden, deprimierten Frau. Nach einem Vorspann fragt Frankl die alte Frau: «Aber sagen Sie, Frau Kotek, kann das Leiden denn nicht auch eine Prüfung sein? Kann es denn nicht auch sein, dass Gott hat sehen wollen, wie die Frau Kotek das Leiden trägt? Und zum Schluss hat er vielleicht zugeben müssen: ja wohl, sie hat es tapfer getragen. Und jetzt sagen Sie mir, was meinen Sie jetzt, kann jemand solche Leistungen ungeschehen machen?»

Patientin: «Nein, das kann niemand.»

Frankl: «Das bleibt doch, nicht wahr?»

Patientin: «Bestimmt, das bleibt!»

Frankl: «Wissen Sie Frau Kotek, Sie haben nicht nur allerhand geleistet in Ihrem Leben, sondern auch aus Ihrem Leiden das Beste gemacht! Und Sie sind in dieser Hinsicht für unsere Patienten ein Vorbild. Ich gratuliere Ihren Mitpatienten, dass sie sich Sie zum Beispiel nehmen können!»

In diesem Augenblick geschah etwas, das sich noch in keiner Vorlesung ereignet hatte: Die 150 Hörer brechen in einen spontanen Applaus aus! Ich aber wende mich wieder der alten Frau zu: «Sehen Sie Frau Kotek, dieser Applaus gilt Ihnen. Er gilt Ihrem Leben, das eine einzige grosse Leistung war. Sie können stolz sein auf dieses Leben. Und wie wenig Menschen gibt es, die stolz sein können auf ihr Leben! Ich möchte sagen, Frau Kotek: Ihr Leben ist ein Denkmal. Ein Denkmal, das kein Mensch aus der Welt schaffen kann!»

Frankl schreibt dann, dass die Frau eine Woche später versöhnt und zuversichtlich gestorben sei. Frankl hatte ihr zu zeigen vermocht, dass ihr Leben auch noch im Leiden einen tieferen Sinn hatte. Als Christen erkennen wir diesen Zusammenhang am tiefsten im Leiden und der Auferstehung von Jesus Christus.

Rolf Geiser, Zürich

DER BALL DES GEHORSAMS

Magdalena Klapper-Rybicka



Madeleine Delbr el

*Wenn wir wirklich Freude an dir hätten, o, Herr,
Könnten wir dem Bedürfnis zu tanzen nicht widerstehen.
Um gut tanzen zu können – mit dir oder auch sonst,
Braucht man nicht zu wissen, wohin der Tanz führt.
Man muss ihm nur folgen,
Darauf gestimmt sein, schwerelos sein,
Und vor allem: man darf sich nicht versteifen.
Man soll dir keine Erklärungen abverlangen,
ber die Schritte, die du zu tun beliebst,
Sondern ganz mit dir eins sein.
Wir aber, wir vergessen so oft die Musik deines Geistes.
Wir haben aus unserem Leben eine Turnübung gemacht.
Wir vergessen, dass es in deinen Armen getanzt sein will,
Dass dein heiliger Wille von unerschöpflicher Fantasie ist.
Lehre uns, jeden Tag die Umstände unseres Menschseins
anzuziehen
Wie ein Ballkleid, das uns alles an ihm lieben lässt.
Gib, dass wir unser Dasein leben
Nicht wie ein Schachspiel, bei dem alles berechnet ist,
Nicht wie ein Wettkampf, bei dem alles schwierig ist,
Nicht wie einen Lehrsatz, bei dem wir uns den Kopf zerbrechen,
Sondern wie ein Fest ohne Ende, bei dem man dir immer
wieder begegnet,
Wie einen Ball,
Wie einen Tanz,
In den Armen deiner Gnade,
Zu der Musik allumfassender Liebe.
Herr, komm und lade uns ein.*

Madeleine Delbr el wird am 24. Oktober 1904 in Musidan (FR) geboren. Ihre religiöse Erziehung wird durch ihre Mutter geprägt, die praktizierende Katholikin ist. Madeleine wird als Jugendliche überzeugte Atheistin. Schon in ihrer Kindheit zeigt sich ihre Begabung als Künstlerin. Mit sechzehn beginnt sie ein Kunst- und Philosophiestudium an der Pariser Sorbonne. Die Beziehung mit Jean Maydiou ermöglicht ihr Kontakt mit jungen Christen. Als Maydiou seiner Berufung als Priester nachgeht, löst die unerfüllte Liebe bei Madeleine eine Lebenskrise aus, die zur Hinkehr zum Glauben führt. Sie schreibt: «Gott hat mich gefunden». Sie möchte ihr Leben Gott widmen und erwägt, in den Karmel einzutreten. Sie erkennt aber, dass sie ihr Leben mit Gott bei den Menschen führen möchte und beginnt eine Ausbildung als Sozialarbeiterin. 1933 kommt Madeleine Delbr el mit zwei Gefährtinnen nach Ivry, die als erste französische Stadt kommunistisch registriert wird. Sie übernimmt dort eine Sozialstation. Ihre Gemeinschaft wächst. Madeleine bleibt in Ivry 30 Jahre, bis zu ihrem Tod 1964. Sie

schreibt über ihre Suche nach einer Form der Gemeinschaft, die in der Welt ganz die Nachfolge Jesu lebt: «Wir möchten mitten im 20. Jahrhundert eine Gemeinschaft gründen, die sich unaufhörlich vom Beispiel der ersten Christen inspirieren lässt, in einem Leben, das so wenig streng geregelt ist wie das ihre; das von einem ebenso wahrhaftigen Verlangen nach Heiligkeit erfüllt ist. Ein Leben, das genauso einfach, glühend und in die Welt hineingetaucht ist.» Die Texte von Delbr el zeigen eine grosse Aktualität. Ihre Treue zur eigenen Berufung und ihre eindrucksvolle Sprache, in der sie über die Bedeutung der Religion im alltäglichen Leben spricht, inspirieren und laden zur Reflexion über den eigenen Weg mit Gott ein. «Der Ball des Gehorsams» beschreibt das Leben als eine schwungvolle Bewegung, voll von Harmonie und Schönheit. Auch wenn man die Richtung nicht kennt, oder sich verliert; Gott ist da und führt weiter.

Magdalena Klapper-Rybicka nach Informationen aus: Annette Schleinzer «Deine Augen in unseren Augen. ■